

# Inhalt

Vorwort

7

Gabriele Werner

Nicht jede Wende zum Bildlichen meint das Gleiche  
Zu Boehm, Mitchell – und Kittler

13

Britta Schröder

Spiegelreflex

Über Spiegel und Spiegelfunktionen in der Kunst

45

Petra Löffler

Licht, Spur, Messung

Kritik des fotografischen Bildes

79

Bernhard J. Dotzler

Anschauung *versus* Begriff

Ein Fragment (statt eines Nachworts)

111

Anmerkungen

121

Abbildungsnachweise

135



## Vorwort

Friedrich August Kekulé von Stradonitz, der entlaufene Student der Architektur, der es vorzog, bei Justus von Liebig zu hören, war ein Mann, wie ihn die Politik heute herbeisehnt. Und er war ein vom Glück begünstigter Forscher. Der von ihm geleitete erste internationale Chemikerkongress im Jahr 1860 half der Ära wissenschaftlichen Großgebarens mit auf den Weg. Seine Erkenntnisse ermöglichten einen nie dagewesenen Aufschwung der chemischen Industrie. Und er hatte im rechten Moment eine jener Visionen, die Freud als »rêves d'en haut« (Träume von oben) bezeichnete und die als »Erfinderträume« in die Literatur eingegangen sind. Kohlenstoffatome, durchschaute Kekulé, können sich miteinander selbst verketten. So etwa im Falle der 1834 auf den Namen »Benzol« getauften Verbindung. Aber welche Form sollte deren Kette haben? Lange bereitete diese Frage dem Chemiker Kopfzerbrechen – bis es ihm endlich vor den Augen schwirrte. Ihm träumte von im Tanz herumwirbelnden Atomen, die sich mit einem Mal zum Kreis einer sich in den Schwanz beißenden Schlange formierten. Damit war der Benzolring entdeckt.

Unter dem Einfluss Freuds wurde der Kekulé'sche Traum die längste Zeit als Paradebeispiel für den Anteil des Unbewussten selbst im rationalen Denken gerühmt. Heute bietet sich eine etwas andere Lesart an: Der Benzolring ist eine jener wissenschaftsgeschichtlichen Ikonen, die – wie die Doppelhelix auf dem Gebiet der Genetik oder das Apfelmännchen auf dem der Fraktale – von der Macht der Bilder noch und zumal in der Wissenschaft zeugen. So sieht man es nach dem *iconic* oder *pictorial turn*, der zwar mittlerweile schon fast in die Jahre gekommen scheint, dessen Verfechter aber seit einiger Zeit mit neuer Nachdrücklichkeit um Aufmerksamkeit heischen.

Hintergrund dieser neuen Aufmerksamkeit ist eine wohl nicht zu Unrecht unterstellte Diskrepanz zwischen der Bilderflut, die mit der sogenannten »digitalen Revolution« über die Welt gekommen ist, und der Bildkompetenz, die mit dieser neuen visuellen Realität »nicht Schritt gehalten« hat (so zu lesen auf der Homepage des Schweizer Nationalen Forschungsschwerpunkts »Bildkritik«). Die Situation wäre damit gekennzeichnet durch eine Entwicklung, die auf das Schlagwort der Heraufkunft einer Bild(schirm)kultur gebracht worden ist. Wenn diese wiederum bedeutet, dass (nach einer Pointierung von Michel Serres) »Menschen, die vor Computerbildschirmen sitzen und auf ihre Tastaturen hämmern«, das überall gleiche Bild bestimmen: in Labors wie in geisteswissenschaftlichen Instituten,

in Museumscafés wie in Lesesälen, in Verwaltungsbüros wie längst auch in Kinderzimmern, so hat die Erfindung der interaktiven graphischen Computeroberflächen den Grundstein für die herrschende Bildermacht gelegt.

Zugleich ist dieselbe Erfindung verbunden mit einer Trennung zwischen der intuitiv-benutzerfreundlichen Handhabbarkeit des Computers und den Systemoperationen, die ›unter‹ der sichtbaren Oberfläche ablaufen. Die sogenannte Bilderflut ist damit auch paradigmatisch für den (von Boris Groys medientheoretisch verallgemeinerten) Verdacht, »dass sich hinter dem Sichtbaren etwas Unsichtbares verbergen muss«. Mehr als die Ubiquität der Bilder sorgt vielleicht dieser Verdacht für all die Umtriebigkeit, der Bildermacht intellektuell wieder Herr zu werden. Wenn »Bildkritik« die Parole heißt, heißt die Parole zugleich: Aufklärung tut not. Wie einst Kant seine Zeit zum »eigentlichen Zeitalter der Kritik« gegenüber Religion und Gesetzgebung – diesen Domänen des Worts – erklärte, soll ein solches Zeitalter nun gegenüber der Herrschaft des Bilds herbeigeführt werden.

Erkenntnistheoretisch ruht Kants Idee der Kritik, wie man weiß, auf der Unterscheidung von Anschauung und Begriff, Sinnlichkeit und Verstand: »Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.« Wenn nun der Einsicht Rechnung getragen werden soll, dass es auch und gerade die Evidenzeffekte des Bildlichen ohne still-

schweigend im Anschauungsgegenstand realisierte wie unbewusst an ihn herangetragene Hypothesen nicht gäbe, ist darin unschwer die Kant'sche Anregung wiederzufinden. Kekulé hätte die Strukturformel des Benzols nie entdeckt, wenn sie ihm nicht im Bild der Schlange erschienen wäre, und umgekehrt hätte das Bild der Schlange nicht diese Bedeutung für ihn gehabt, wäre ihm nicht der Begriff des Benzols durch den Kopf gegangen. Doch ist der Leitsatz Kants – tautologisch in seiner ersten Hälfte, unsinnig in der zweiten – womöglich radikaler zu lesen: als Satz, der Anschauung und Begriff weniger ins Verhältnis ihres harmonischen Zusammenspiels setzt, als vielmehr zwischen beiden einen Zwiespalt benennt.

Das Erkenntnisideal, das Kant wie den Philosophen seit jeher vor Augen schwebte, war bekanntlich die Mathematik. Tatsächlich zwingt diese jedoch, eine elementare Unbildlichkeit zu bedenken. Ein gemalter Punkt ist nie ein mathematischer (ausdehnungsloser) Punkt; eine gemalte Gerade nie eine wirkliche Gerade; ein rechter Winkel kein rechter Winkel; ein Kreis kein Kreis. Kein Bild liefert je, was diese Begriffe verlangen. Im Gegenzug ist manche Zahl in Zahlen nicht fassbar. Die Diagonale eines Quadrats der Seitenlänge eins besitzt, wie nach Pythagoras leicht auszurechnen, eine Länge von Wurzel aus zwei. Kein Papier, keine Maschine und kein Kopf der Welt aber vermag diese Wurzel aus zwei, mit ihren unendlich vielen Stellen hinter dem Komma, in Ziffern anzugeben. Es gibt

diese Zahl nicht (obwohl sie berechenbar ist). Es gibt nur ihr Bildsymbol ( $\sqrt{2}$ ) oder die Linie, die beide Eckpunkte miteinander verbindet.

Kein Bild in dem einen Fall, ausschließlich das Bild im anderen, der aber seinerseits dem Unbildlichen gilt: Vielleicht wäre die Macht eines Denkens in Bildern, die Macht der Bilder über das Denken gerade von dieser Unbildlichkeit her zu durchleuchten. Vielleicht aus ihr ein aktiver Anteil des Visuellen am Wissen darzulegen, der weder auf die Anschauung, die nur auf den Begriff gebracht werden müsste, noch auf die zum Begriff hinzukommende Veranschaulichung – kurzum: Beobachtung und Illustration – reduziert werden kann. Verführen die Bilder das Denken, weil sie nicht selber Gedanken und die Gedanken nie Bilder sind? Um das Visuelle zu erfassen, genügen nie die Begriffe allein. Das Visuelle erschließt sich nur dem Sehen. Doch niemand hat bis heute das Rätsel gelöst, dass man das Sehen nicht sehen kann. So bleibt die Intelligibilität dessen, was man sieht, unaufgeklärt. Die Bilder, kein Zweifel, nehmen überhand. Wie viel aber die Bildfixierung zu begreifen hilft, die noch im guten Willen zur Bildkritik ihr Wesen und Unwesen treibt, ist eine durchaus offene Frage.

Der Einladung, dieser Frage nachzugehen, folgten im Sommersemester 2007 die Gäste einer Vortragsreihe des Lehrstuhls für Medienwissenschaft an der Universität Regensburg und folgen nun die drei

## VORWORT

nachstehenden Diskussionsbeiträge. Der Universitätsstiftung Hans Vielberth sei Dank für die finanzielle Unterstützung der Vortragsreihe, dem Kulturverlag Kadmos für das Wagnis, sich ihrer verlegerisch anzunehmen.

Regensburg,  
im Oktober 2009

Bernhard Dotzler